

Die (Un-)Ordnung der Dinge im Museum der Moderne: Vom kolonialen ‚Rettungsgedanken‘ zu den Praktiken der Entsammlung

VON ANJA LAUKÖTTER

Die Einrichtung von Völkerkundemuseen seit Mitte des 19. Jahrhunderts sowie die sich fast zeitgleich an den Universitäten etablierenden wissenschaftlichen Disziplinen der Völkerkunde und der Anthropologie waren Produkte einer kolonialen Moderne.[1] Denn die soziale, technische und ökonomische Umbruchsituation vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war nicht zuletzt dadurch gekennzeichnet, dass die ‚fremde Welt‘ näher rückte und neue Abgrenzungsmechanismen der europäischen Welt notwendig schienen. Völkerkundemuseen und die entsprechenden Wissenschaften gaben auf die sich in diesem Zusammenhang ergebenden Fragestellungen, Neugierden und Fantasien ordnende ‚Antworten‘. Mit dem wachsenden Ordnungsanspruch moderner Gesellschaften und ihrer Suche nach diesen Antworten gingen aber auch neue Unordnungen einher, die in die vermeintlichen Ordnungen der Museen Einzug hielten und um die es in diesem Beitrag gehen soll.

Um wissenschaftlich legitimierte Erkenntnisse über die Welt in einer inszenierten dreidimensionalen Form darstellen zu können, teilten Völkerkundemuseen die Welt in ‚Kulturräume‘ auf. Sie konkretisierten diese durch repräsentative Gegenstände, womit sie eine Vorstellung von der Welt strukturierten und gleichzeitig auch eine imaginative Erschließung des Neuen, vor allem der kolonialen Gebiete, ermöglichten. Einerseits reduzierten sie damit die Welt auf die Fragmente einzelner Gegenstände und begriffen so ‚Welt als Ausstellung‘. Andererseits erweiterten sie den erfahrbaren Raum. So sollte ein ganzer Kontinent, etwa ‚Afrika‘, durch die Präsentation von zum Beispiel Geschirr, Kleidung, Speeren oder Werkzeugen entzifferbar werden. Den einzelnen Objekten kam dementsprechend enorme Bedeutung zu. Ihnen war in dieser Logik Wissen eingeschrieben, das durch Anschauung dekodierbar war.[2]

Doch auch die Quantität der Objekte spielte eine bedeutsame Rolle. So wurde insbesondere in der Entstehungsphase der Völkerkundemuseen eine Vermehrung der Objekte mit einem Zuwachs an Wissen gleichgesetzt. Zudem sollte durch die Sammlung der zahllosen Objekte eine angenommene ‚Ursprünglichkeit‘ der ‚Naturvölker‘ für die Ewigkeit konserviert werden. Dieser ‚Rettungsgedanke‘ offenbart die asymmetrische Grundhaltung der Museen sowie

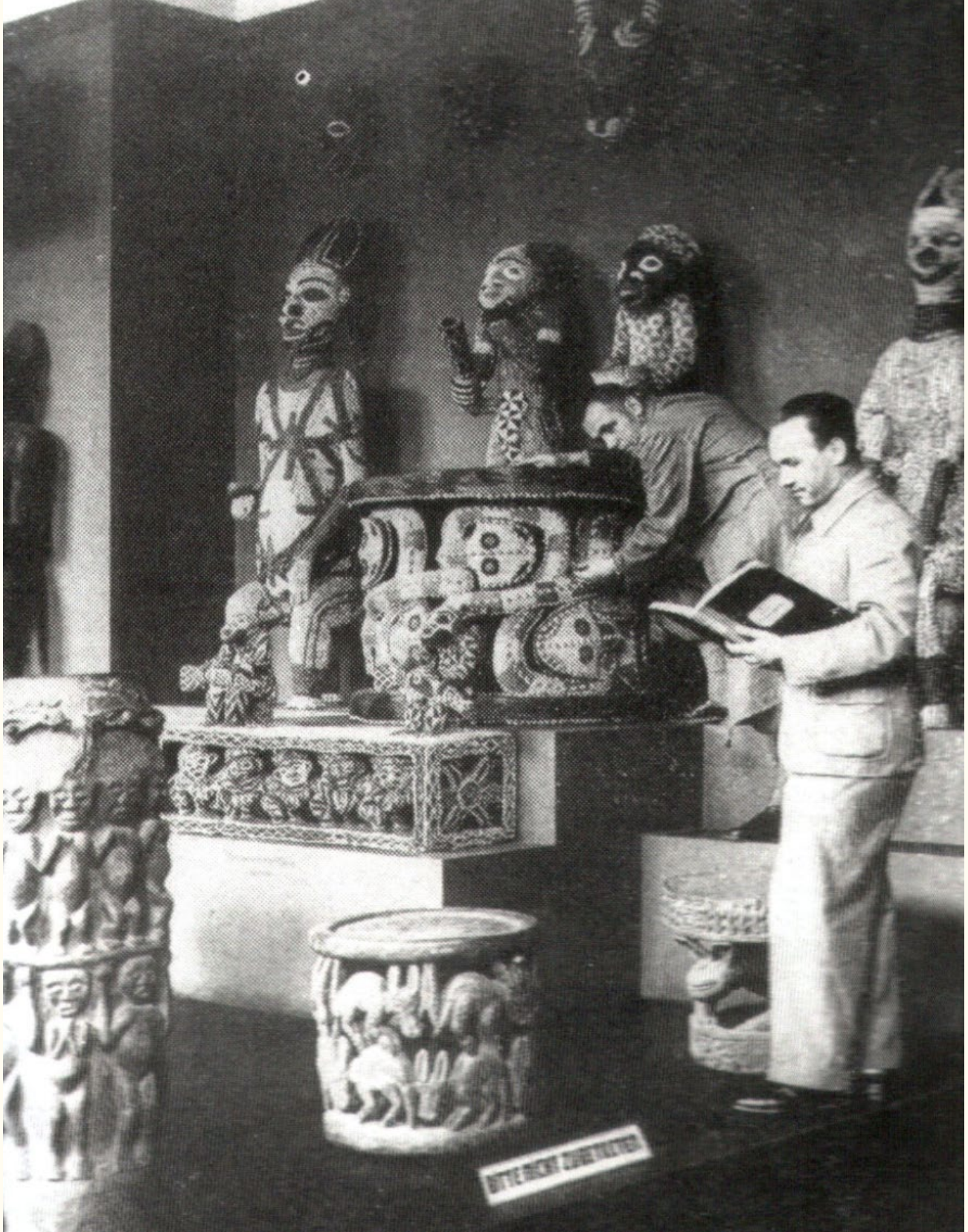
der Wissenschaft gegenüber den Herkunftsländern der Objekte.

Kulturtechniken des Sammelns und Musealisierens um 1900

Die Formen des Erwerbs der Objekte spiegelten und konstituierten die sozialen Beziehungen in den Kolonialgebieten: Viele Quellen belegen sehr deutlich, dass und wie Gegenstände geraubt wurden und dass dabei auch verschiedene Gewaltformen angewendet wurden. Diese reichten von Drohungen über physische Einwirkungen bis hin zu Tötungen. Voraussetzungen für diese illegitimen Aneignungspraktiken bzw. für diesen „kulturellen Extraktivismus“ [3] waren zum einen das asymmetrische Verhältnis der Sammlungsreisenden, Expeditionsmitglieder bzw. Wissenschaftler zu den Menschen in den Kolonialgebieten, zum anderen ein *Rechtsraum*, wie der des hierarchisch strukturierten Kolonialgebietes, der solche Praktiken zuließ: Die Wissenschaft der Völkerkunde, die Institution der Völkerkundemuseen und der Kolonialismus legitimierten sich damit gegenseitig.

An ihrem neuen Bestimmungsort trafen die Objekte dann auf einen doppelt kodierten ‚Kulturraum‘: Erstens fanden sie Eingang in den Kontinent ‚Europa‘, der nicht zuletzt als Chiffre westlicher ‚Kultur‘ fungierte. Zweitens wurden die Objekte in ein Museum transportiert, das als institutioneller und räumlicher Ausdruck von Kultur galt. Waren die Objekte hier angekommen, durchliefen sie einen Aufnahmevergong, an dessen Ende die Bestimmung des Status des wissenschaftlichen Objektes und dessen Verbringung in einen bestimmten Teil der Schau- oder Studiensammlungen stand. Das einzelne Objekt wurde also mittels verschiedener Prozeduren in die moderne wissenschaftlich-koloniale Ordnung eingefügt.

Beschrieben findet sich die Vorgehensweise zur Aufnahme von Objekten in die Sammlung in einem Brief des Direktors des Hamburger Völkerkundemuseums, Georg Thilenius (1868–1937), datiert auf das Jahr 1913. Thilenius war gut vernetzt in der europäischen Museumslandschaft, der Wissenschaft der Völkerkunde und innerhalb der deutschen Kolonien. Als bedeutsame Figur innerhalb des kolonialistischen Systems hatten seine Worte, konkret seine



Bestandskontrolle in der Ausstellung Königgrätzer Str. (Afrika, Grasland/Kamerun). Museum für Völkerkunde, Berlin 1935. Staatliche Museen zu Berlin, Ethnologisches Museum/CC BY-NC-SA 4.0

musealen Anweisungen und Vorgaben, häufig programmatischen Charakter.

Thilenius beschreibt in seinem Brief an die Oberschulbehörde sehr genau die praktische Vorgehensweise, mit der Objekte in die Sammlung gingen: In einem ersten Schritt wurden die ethnographischen Gegenstände von ihren verschmutzten Verpackungen befreit und gereinigt, im Sortierraum des Museums ausgebreitet, dann mit Listen

verglichen, nummeriert und eingetragen. Die Beschreibung der Arbeitsschritte zeugt von einem großen zeitlichen Aufwand und einer gewissen Mühseligkeit.[4]

In einem weiteren Schritt erfolgte die Reinigung der Gegenstände mithilfe eines „Vakuumpapparates“, um Schmutz- und Tierbefälle der Objekte gering zu halten bzw. eine Weiterverbreitung in die Depots oder in die Ausstellungsvitrinen zu verhindern. So wurde laut Quelle auch

Schwefelkohlenstoff eingesetzt, um die neueingegangenen Objekte von „tierischen Schädlingen“ zu befreien.

Darauf folgten die Katalogisierung und die endgültige Nummerierung der Objekte, bevor sie dann dem „wissenschaftlichen Beamten“ zur Bearbeitung übergeben wurden. Dieser verzeichnete nun die Herkunft der Gegenstände und kontextualisierte sie mittels bereits erworbener Gegenstände und der jeweiligen Kenntnisse darüber bzw. mittels der etablierten kolonialen (Zu-)Ordnungen. Insbesondere nach der Jahrhundertwende sollten die für die Museumsdirektoren tätigen Sammler auch Details über die Herkunft und Verwendung der gelieferten Objekte recherchieren. Nur mit diesen Informationen konnten sie in das bestehende Netzwerk der bereits vorhandenen Wissensordnung eingefügt werden. Objekte ohne solche Angaben galten zunehmend als wertlos.

Die komplexe Erfassung und Einfügung in ein Wissenssystem sollten in der Gegenwart und in der Zukunft die Auffindbarkeit des Objektes ermöglichen. Dieses reibungslos funktionierende Regelwerk gab das Idealbild ab. Allerdings hatte es nur wenig mit der Realität zu tun.

Dennoch oder gerade deshalb hat das hier beschriebene Verfahren von Säuberungs- und Registrierungsaktivitäten historische Relevanz. Es besticht durch seine detaillierte Schilderung. Jeder Schritt des Objektes, so scheint es, wird genau festgeschrieben und wiederholt sich bei jedem weiteren Gegenstand in derselben Weise. Präzision, Systematik und Redundanz markieren eine vermeintliche Wissenschaftlichkeit. Dieser Anspruch entsprach dem bereits genannten Wunsch nach einer ‚Totalerfassung‘ von Kulturen, die sich in der Quantität der zu sammelnden Objekte (möglichst viel) und im sogenannten ‚Rettungsgedanken‘ (möglichst schnell) zeigte.

Das gesammelte, ‚verschmutzte Ding‘ traf in diesem Sinn auf ein systematisches Regelwerk, was als Aneignungsprozess, als Schritt der Inkorporierung in die doppelt kodierte ‚Kulturwelt‘, der ‚Welt der Europäer‘ und des Museums, gelesen werden kann. Die dabei angewandten Methoden von der Reinigung über die Kontrolle bis zur Einreihung in vorhandene Listen umreißen einige zentrale Praktiken eines europäisch definierten Wissenschaftsverständnisses der Zeit, dem die Objekte der ‚Naturvölker‘ unsortiert, ‚schmutzig‘ und ohne Zusammenhang gegenüberzustehen schienen.

Formen des Entsammlens im Völkerkundemuseum des frühen 20. Jahrhunderts

Das skizzierte idealtypische Aufnahmeverfahren von Objekten und die Sortierung in die Schau- oder Studiensammlung bzw. die Abgabe ins Depot suggerierten, dass die Kulturgüter sich nun in Sicherheit befänden und jederzeit

zur Ausstellung oder zur Beforschung zur Verfügung stünden. Ziehen wir die verschiedensten Korrespondenzen der Museumsdirektoren in Hamburg, Berlin und Leipzig mit staatlichen und städtischen Behörden heran, zeigt sich ein anderes Bild. Den kulturellen Objekten drohten von mehreren Seiten Gefahren.

1. Diebstahl

Ein großes Problem war der Diebstahl im Museum. Die stetig wachsenden ausgestellten Sammlungen wurden, wie bereits gesagt, im Zentrum der Städte wie Hamburg und Berlin ausgestellt. Über die dort zu sehenden Schätze berichteten die Tageszeitungen regelmäßig und häufig mit großer Begeisterung. Diese öffentliche Wirksamkeit zog auch Kriminelle an. Immer wieder mussten die Museumsdirektoren diebstahlsbedingte Verluste registrieren. Gestohlen wurde alles, was nicht niert- und nagelfest war: sei es ein Musikinstrument,[5] japanische Masken[6] oder eine alte chinesische Vase.[7]

Einige Diebstähle vollzogen sich während des laufenden Museumsbetriebes, andere wurden nachts nach einem Einbruch in das Museum durchgeführt.[8] Auch das Phänomen des „Einschleichers“ war eine beliebte Technik. So wurde beispielsweise im Hamburger Völkerkundemuseum im April 1907 ein Mann beim ausgestellten Kirgisenzelt festgenommen:

„Es ist anzunehmen, dass die in der Kleidung eines Kirgisens befindlichen Silbermünzen, vielleicht auch andere Gegenstände aus Edelmetall, den Mann anlockten, da andere Sammlungsgegenstände für ihn wohl kaum verwertbar waren.“[9]

Die hohe Frequenz der Entwendungen unterstreicht, dass den Objekten ein enormer Wert zugeschrieben wurde. Zugleich bestätigt es, dass es Schwarzmärkte für diese gestohlenen Gegenstände gab. Ob es sich hierbei um nationale oder gar internationale Schwarzmärkte handelte, lässt sich anhand der mir vorliegenden Quellen nicht belegen.

Um gegen Diebstähle vorzugehen, zogen die Museen die Polizei hinzu. Die Polizei war für die Gefahrenabwehr und für die Untersuchung von strafbaren Handlungen zuständig. Sie konnte Diebstähle zwar strafrechtlich verfolgen, wurde aber nicht präventiv tätig. Die Museen reagierten auf diese Problemlage in zweierlei Hinsicht. In Rücksprache mit dem Polizeipräsidium wurden Überlegungen für eine verbesserte Absicherung der Museen angestellt.[10] Hierzu gehörten auch elektrische Sicherungssysteme, die u.a. die Firma „Elektroalarm“ 1922 dem Berliner Völkerkundemuseum anbot.[11]

Neben diesen externen, elektrischen Anlagen gab es aber auch interne Sicherungen durch das Berufsfeld der Museumswärter. Entsprechend heißt es beispielsweise im August 1919:



Weltausstellung 1873: Vakuum-Apparat von C. Heckmann, Berlin (Nr. 325), Michael Frankenstein & Comp. (1843—1918), Wiener Photographen-Association.

„Die in letzter Zeit häufig vorgekommenen erheblichen Diebstähle in den Staatlichen Museen veranlassen mich, sämtlichen Unterbeamten die strengste Befolgung ihrer Dienstordnungen erneut zur Pflicht zu machen und die Beamten dringend zu ermahnen, durch erhöhte Aufmerksamkeit und Pflichttreue bei der Bewachung der Sammlungen weitere ähnliche Vorkommnisse, die auf schwere Schädigungen nationalen Eigentums hinauslaufen, zu verhindern.“[12]

Interessanterweise wurde hierfür auch die Ausstattung dieser Museumsangestellten mit Pistolen genehmigt. Die Begründung für diese Bewaffnung war: „Einbrecher arbeiten heute mit Schusswaffen u. Handgranaten.“[13] Ob Handgranaten tatsächlich zum Einsatz kamen, um in das Museum einzubrechen, ist nicht weiter belegt. Die Verfügbarkeit von Handgranaten auf den florierenden Schwarzmärkten ist aber sicherlich auch eine Folge des Ersten Weltkrieges gewesen.

Ferner sind kriminelle Vorgänge belegt, die einen Diebstahl im Namen der Wissenschaft vollzogen. Hierzu ein Beispiel aus dem Jahr 1928:

„Warnung! An die Mitglieder des Museen-Verbandes! Wie erst kürzlich aus Köln und soeben aus Düren mitgeteilt wird, hat sich in dem Dürener Museum ein uns als Händler bekannter Mann namens Martin als Assistent des Museums für Kunst und Gewerbe eingeführt. Martin scheint ein wilder Händler zu sein, er hat sich gelegentlich auch akademische Titel beigelegt. Wie Herr Dr. Schwantes vom Völkerkundemuseum in Hamburg mitteilt, hat dieser Martin bereits eine Reihe von öffentlichen und privaten prähistorischen Sammlungen dadurch bestohlen, dass er den Leitern bzw. Besitzern die besten Stücke angeblich zu wissenschaftlicher Bearbeitung abzuschwindeln wusste.“[14]

Die musealen Ordnungen der Moderne forderten also neue Absicherungssysteme ein. Damit waren zugleich neue Absatzmärkte verbunden: Das Geschäft rund um den Sicherheitsdienst nahm mit Alarmsystemen und einem steigenden Bedarf an Sicherheitspersonal seinen Aufschwung. Eng verbunden mit neuen elektrischen Technologien und dem Museumspersonal war auch eine weitere sehr reale Gefahr für die Objekte und Sammlungen: das Feuer.

2. Brandgefahr

In einem Brief des Berliner Museumsdirektors Felix von Luschan im Februar 1905 schrieb dieser:

„Der Königlichen General-Verwaltung muss ich zu meinem Leidwesen abermals melden, dass ich gestern wiederum einen Sammlungsaufseher dabei getroffen habe, wie er sich im Korridor des Kellergeschosses an der Gasflamme eine Zigarre anzündete.

Ich bitte hervorheben zu dürfen, dass im Zusammenhange mit dem Raummangel in unserm Magazin dieser Korridor mit Sammlungskisten vollgepfropft ist und dass in diesem Korridor in den Mittagsstunden eine Temperatur von über 30 Grad Celsius herrscht. Die da aufgespeicherten Kisten und ihr Inhalt sind daher wie künstlich getrocknet und würden wie Zunder brennen. Es ist dadurch eine ganz enorme Feuergefahr bedingt, die gar nicht ernst genug genommen werden darf.

Ich bitte daher abermals um eine Erneuerung des Rauchverbotes und um Androhung von wirklich schwer empfindlichen Strafen für die Übertretung. Es stehen für uns so wichtige Dinge auf dem Spiel, dass ich meinerseits sogar den Antrag auf sofortige Entlassung bei künftiger Übertretung stellen möchte. Jedenfalls bitte ich die Königliche General-Verwaltung bedenken zu wollen, dass ein Brand in unsern Kellern sich zweifellos mit fürchterlicher Raschheit ausbreiten würde.“[15]

Brände in den verschiedensten Museen, aber auch anderen Orten der wachsenden Städte waren keine Seltenheit und hatten selbstredend weitreichende Folgen. Insbesondere in großen Waren- und Geschäftshäusern wurden um die Jahrhundertwende umfassende Feuerlöscheinrichtungen implementiert. In der Zeit des Deutschen Kaiserreiches sowie der Weimarer Republik war (ähnlich wie bei der Anrufung der Polizeiinstanz) auch die Feuerwehr für die Abwehr von Gefahren zuständig – nicht aber für deren Prävention. Um größere Brände zu verhindern, traten auch hier neue Unternehmen auf den Markt, wie u. a. die Firma Siemens & Halske.

Siemens & Halske war ein von Ernst Werner von Siemens (1816–1892) und Johann Georg Halske (1814–1890) gegründetes multinationales Unternehmen. Lag Mitte des 19. Jahrhunderts ihr Hauptgeschäft in der neuen Medientechnologie der Telegrafie, erweiterte sich das Unternehmensportfolio zunehmend. Dazu gehörte auch das Geschäft zur Bekämpfung des Feuers. Siemens & Halske entwickelten nicht nur zahlreiche neue Feuermeldesysteme. Das Unternehmen gründete bereits 1901 eine eigene Werksfeuerwehr mit 32 geschulten Mitgliedern. Diese wurde 1921 als Berufsfeuerwehr anerkannt, die für zahlreiche Stadtteile in Berlin die Zuständigkeit erhielt.[16] Vor diesem Hintergrund ist es nicht überraschend, dass das Unternehmen auch dem Berliner Museum 1926 eine „selbsttätige Feuermeldeanlage“ zum Schutz der Sammlungen anbot.[17]

Doch in dem genannten Zitat wird nicht nur auf die Feuergefahr hingewiesen, sondern auch auf ein Problem, mit dem die Völkerkundemuseen insbesondere in der Kolonialzeit stark konfrontiert waren. Mit dem Aufstieg des deutschen Kaiserreiches zur Kolonialmacht entstand nicht nur ein florierendes Geschäft um Kulturgüter aus den neuen kolonisierten Ländern. Dieser „kulturelle Extraktivismus“ führte zu Überfüllungen in den Depots der Völkerkundemuseen der deutschen Metropolen.

3. Gefahren durch Überfüllung

Beschreibungen von massiven Raumproblemen finden sich in Hülle und Fülle in den Korrespondenzen der Museen. Und sie waren auch Gegenstand von öffentlichen Debatten. So heißt es beispielsweise in einem Zeitungsbericht von 1907:

„Die Neuerwerbungen aus den deutschen Schutzgebieten im Museum für Völkerkunde wurden am Sonntag unter der lebenswürdigen Führung von Prof. Dr. von Luschan von einer großen Anzahl von Mitgliedern der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft besichtigt.

Im Hörsaal des Museums hielt Prof. von Luschan einen einleitenden Vortrag, in dem er auf die wichtigsten der Neuerwerbungen im voraus hinwies, da, wie er bitter klagend hervorhob, die Engigkeit des Raumes eine befriedigende Führung einer größeren Gesellschaft unmöglich mache. Seit zehn Jahren leidet das Museum unter unerhörter Überfüllung, seit zehn Jahren werden der Verwaltung Neubauten versprochen, haben Forderungen auch im Etat gestanden, aber darüber hinaus ist man noch nicht gekommen.

Prof. v. Luschan hofft, dass vielleicht der Direktor der Feuerwehr von Berlin eines Tages erklärt: „Hier herrschen unerhörte Zustände!“ und dass dann vielleicht auch die Finanzverwaltung ein Einsehen haben werde. [...] Der Direktor des Britischen Museums äußerte einmal, wenn jemand über Völkerkunde etwas erfahren will, müsse er nach Berlin gehen. Unsere Sammlungen sind achtmal so reichhaltig wie die des Britischen Museums, aber, fragt Prof. v. Luschan mit Recht, was nützen uns unsere reichhaltigen Sammlungen, wenn wir nicht den Raum haben, sie auszustellen?“[18]

Bei der anschließenden Führung durch das Museum konnte sich der Berichterstatter selbst ein Bild von der Lage machen. Entsprechend schrieb er:

„Auf diesem Rundgange zeigte sich, wie berechtigt die Klagen über Mangel an Raum sind. Eine große Menge der zahlreichen Kostbarkeiten in den überfüllten Schränken geht dem Beschauer verloren. Hoffentlich wird hier recht bald Wandel geschaffen.“[19]

Vergößerungen der Lagerungsräume, Ausbauten oder gar Neubauten der Museen blieben bis weit in die Weimarer Republik hinein zentrale Themen auf der Agenda der Museen. So wandte sich der Direktor des Hamburger Völ-

kerkundemuseums 1922 mit der Bitte an die zuständige Hochschulbehörde, dem Ausbau des Dachgeschosses zuzustimmen, denn: „Sämtliche Magazine sind jetzt überfüllt und gestatten die notwendige Bearbeitung der Magazinbestände nur unter großen Schwierigkeiten. Auch die Überwachung der Bestände ist kaum möglich und wir haben alljährlich erhebliche Schäden zu beklagen.“[20]

Den oben beschriebenen systematischen Registrierungstechnologien, die für eine Ordnung und Auffindbarkeit der Objekte sorgen sollten, waren also klare Grenzen gesetzt. Diese Unordnungen im Museumsdepot hatten auch konkrete destruktive Folgen. So berichtete Thilenius bereits Jahre zuvor, welche Schädigungen mit dem Platzmangel verbunden waren. Er monierte bereits 1914:

„Für die Studien- und Dublettensammlung ist die Unterkunft noch zu beschaffen und zwar umgehend, wenn die Sammlungen nicht einen Schaden leiden sollen, der sie rasch fortschreitend entwertet (Staub und Ungeziefer, die alten Feinde jeder Sammlung müssen aus den nicht ausgestellten Sammlungen mit allen Mitteln ferngehalten werden) und damit die mit großen Anstrengungen errungene angesehene Stellung des Museums wieder mindert.“

Diese Aufgabe war von Anfang an vorgesehen, tritt aber in einem Umfang auf, der nicht zu erwarten war. Das liegt einmal an dem erfreulichen Wachstum der Bestände, mit dem nicht gerechnet werden konnte, aber auch daran, daß die in Aussicht genommenen Aufbewahrungsmittel sich als ungenügend und unzureichend erwiesen.“[21]

Die bereits erwähnten Vakuumtechnologien sowie der Einsatz von Schwefelkohlenstoff konnten also nur begrenzt erfolgen. Diese Form der chemischen Bearbeitung, die seit den 1910er Jahren dokumentiert ist, kam auch in anderen Museen, wie u.a. im Naturkundemuseum in Berlin, routinemäßig zum Einsatz.[22] Neben Schwefelkohlenstoff wurden noch andere Mittel verwendet. Das Schädlingsbekämpfungsmittel „Globol“ wurde beispielsweise im Grassi Museum Leipzig vielfach eingesetzt. Produzent dieses Biozids war die Farben-Firma „Agfa“ in Berlin-Treptow, die die „insektizide Wirkung von 1,4-Dichlorbenzol entdeckte“.[23]

Doch auch diese neuen Produkte konnten die neueingegangenen Objekte nicht gänzlich von tierischen Schädlingen befreien. Zudem haben diese Bekämpfungsmittel nicht selten auch die Objekte selbst angegriffen und zerstört. Und sie tun es noch heute. Nicht umsonst hat der Museumsverband 2016 eine Tagung zum Thema in Leipzig veranstaltet und einen Leitfaden zum Umgang mit kontaminierten Objekten entwickelt. Denn für die Museen stellt dies eine große Herausforderung dar – und zwar in mehreren Hinsichten.

Insgesamt müssten diese Einrichtungen, um ihrer Verpflichtung zum Schutz der Sammlungen nachzukommen, diese Objekte kostenaufwändig reinigen lassen – was bei



Papiertüte für Anti-Mottenmittel Globol, Herkunft und Rechte: Museum Wolmirstedt.

gegenwärtig knappen Kassen ein großes Problem darstellt. Zugleich sind die früher behandelten Objekte für das Museumspersonal gesundheitsgefährdend und können nur dann ausgestellt werden, wenn sie entsprechend gereinigt wurden. Hier werden also Fragen des Arbeits- und Gesundheitsschutzes berührt.

Zudem – und dieses Problem hat sich erst in den letzten Jahren offenbart – erschweren derart behandelte kulturelle Objekte auch ihre Restitution und werfen ethische Probleme auf, wenn bspw. mit Schadstoffen belastete Kulturgüter zurückgefordert werden, aber aus religiösen oder anderen Gründen keinen weiteren Eingriffen oder einer Reinigung zugestimmt werden kann.

Zusammenfassung

Waren europäische Sammlungsreisende, Ethnologen und Anthropologen um die Jahrhundertwende in die Kolonialländer gereist, um kulturelle Objekte vor einem vermeintlichen Niedergang zu retten und im Museum wissenschaftlich abgesichert aufzunehmen und aufzubewahren, so geben einige der genannten Quellen einen verstörenden Einblick in die Alltagsgeschichte ihrer musealen Existenz: Beschädigungen durch Staub, Schädlingsbefall, Feuer oder Diebstahl, überfüllte Depots und durch schadhafte Behandlung waren in den Ausstellungen und in den Museumsdepots demnach an der Tagesordnung. Die Gefahrenlage, der die eingehenden Kulturgüter ausgesetzt waren, war nicht gerade gering.

Zwar wurden im Laufe des 20. Jahrhunderts Sicherungssysteme entwickelt, um den Gefahren zu begegnen.

Konkret entstanden neue Märkte und Unternehmen, die mit Alarm- und Warnsystemen aufwarteten. Diese neuen Ökonomien, die sich an die Museen anlagerten, sind bisher nur vereinzelt und damit zu wenig erforscht worden. Zugleich traten auch hier durch die städtische und staatliche Organisation von Feuerwehren und der Polizei neue nationale Sicherheitsversprechen auf den Plan.

Doch jenseits dieser neuen *Sicherheitsversprechungen* gab es keine *Sicherungsgarantien* für extrahierte Kulturgüter in den europäischen Museen. Die schwierigen Finanzlagen in den Städten und Kommunen, die sich vor allem nach dem Ersten Weltkrieg und den staatlichen Reparationsleistungen verstärkten, trugen nicht zur Lösung, sondern eher zur Verschärfung der genannten musealen Probleme bei. Ferner führte eine Expansion der Märkte für Schadstoffbekämpfungsmittel zu einer Kostensenkung, was wiederum einen Anstieg des Einsatzes solcher toxischen Stoffe in den Museen zur Folge hatte.

So lässt sich konstatieren, dass der „kulturelle Extraktivismus“, der in der Kolonialzeit begann, zur Zerstörung von Objekten beitrug, aber über diese Zeit hinaus – nämlich bis in die Gegenwart hinein – wirksam ist. Diese Form der Auslöschung der Objekte ist wohl nicht intendiert worden. Dennoch ist dieser anhaltende Prozess nicht als ein kultureller Kollateralschaden zu sehen. Es ist eine spezifische Form der Entsammlung, die mit der Geschichte der Kulturtechnik des Sammelns genuin verbunden ist. In einer *longue-durée*-Perspektive offenbart sich im originären kolonialen Rettungsgedanken und in der tatsächlichen Sammelpraxis von Kulturgütern mehr als eine Ironie der Geschichte. Es zeigt sich eine Koexistenz der (Un-)Ordnung der Moderne in einer paradoxen Spielart. ◀

[1] Anja Laukötter: Von der „Kultur“ zur „Rasse“ – vom Objekt zum Körper? Völkerkundemuseen und ihre Wissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Bielefeld 2007.

[2] Derartige Formen des Sehens wurden in den verschiedensten Museen sowie auch in den im 16. und 17. Jahrhundert neuentstehenden botanischen Gärten, Zoos und anderen Institutionen eingeübt. Sie zusammen waren wichtige Einrichtungen bei der Übersetzung einer diskursiven in eine visuelle Vermittlung. Gerade in diesen räumlichen Inszenierungen wurde das Wissen verdinglicht und die Bedeutung der Sichtbarkeit betont. Vgl. dazu grundlegend Paula Findlen: *Possessing Nature. Museums, Collecting, and Scientific Culture in Early Modern Italy*, Berkeley/Los Angeles/London 1994.

[3] So benannte Bénédicte Savoy diesen Vorgang beispielsweise in ihrem Vortrag „Kultureller Extraktivismus. Die Museen und ihre Folgen“ am 27. April 2022 in der Ringvorlesung *Kulturgeschichte der Moderne* an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

[4] Eine ausführliche Wiedergabe und Analyse dieses Briefes findet sich in: Anja Laukötter: „Der Weg zum Wissensobjekt. Strategien und Praktiken des ‚possessing culture‘ im kolonialen Völkerkundemuseum“, in: Susanne Friedrich / Jana Mangold / Susanne Rau (Hrsg.): *Wandlungen des Sammelns*, Bielefeld 2024, S. 140–148.

[5] Staatsarchiv Hamburg (STA HH): 361-5 I Hochschulwesen Reg. Spez. CIIb 16 Bd. I.

[6] Staatliches Museum für Völkerkunde Berlin (SMB-PK, EM): Erweiterungsbau des Museums für Völkerkunde 1925–1927 I/1 Vol. 8 I/MV 466.

[7] STA HH: 361-5 I Hochschulwesen Reg. Spez. CIIa 26.

[8] STA HH: I Hochschulwesen Reg. Spez. CIIa 26.

[9] STA HH: 361-5 I Hochschulwesen Reg. Spez. CIIa 26.

[10] SMB-PK, EM: Erweiterungsbau des Museums für Völkerkunde 1925–1927 I/1 Vol. 8 I/MV 466.

[11] SMB-PK, EM: Umzug und Aufstellung der Sammlungen 1921–1924 Ic Vol. 16 I/MV 523.

[12] Brief vom Generaldirektor vom 22. August 1919: Umlauf: SMB-PK, EM, Dienstbestimmungen 1919–1920 Ia Vol. 11 I/MV 491.

[13] SMB-PK, EM: Dienstbestimmungen 1919–1920 Ia Vol. 11 I/MV 491.

[14] Von M. Sauerlandt aus Hamburg geht ein Brief vom 26. Januar 1928 ein: SMB-PK, EM: Allgemeines 1928 XV Vol 15 I/MV 767.

[15] Brief von von Luschan vom 1. Februar 1905 an die Generalverwaltung: SMB-PK, EM: Allgemeines 1903–1905 XV Vol. 1 I/MV 753.

[16] Claudia Salchow: In Alarmbereitschaft. S&H gründet vor 120 Jahren eine Werksfeuerwehr, online unter: <https://www.siemens.com/de/de/unternehmen/konzern/geschichte/stories/siemens-firefighting-department.html> (zuletzt: 24.09.2025).

[17] SMB-PK, EM: Allgemeines 1926 XV Vol 13 I/MV 765.

[18] Zeitungsausschnitt vom 10. September 1907: SMB-PK, EM: Eröffnung des Museums und Besuch durch das Publikum 1906–1909 XII vol. 3 /MV 665.

[19] Zeitungsausschnitt vom 10. September 1907: SMB-PK, EM: Eröffnung des Museums und Besuch durch das Publikum 1906–1909 XII vol. 3 /MV 665.

[20] Brief von Thilenius an die Hochschulbehörde vom 8. März 1922: STA HH: 111-1 Senat CI. VII Lit. He Nr. 1 Vol. 54 Fasc. 33.

[21] Brief von Thilenius an die Oberschulbehörde vom 2. Oktober 1914: STA HH: 111-1 Senat CI. VII Lit. He Nr. 1 Vol. 54 Fasc. 33.

[22] Deutscher Museumsbund: „Achtung! Gefahrgut im Museum – vom Umgang mit schadstoffbelastetem Kulturgut“, online unter: <https://www.museumsbund.de/wp-content/uploads/2018/04/tagung-schadstoffe-beitraege-gesamt-16042018.pdf> (zuletzt: 24.09.2025).

[23] Ebd.

Prof. Dr. Anja Laukötter ist Historikerin des 19. und 20. Jahrhunderts und als Professorin für Kulturgeschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena tätig.